

Peter Hagmann

Laudatio auf Wolfgang Sieber
anlässlich der Übergabe des Kunst- und Kulturpreises der Stadt Luzern
am 15. November 2009

Lieber Wolfgang Sieber
Herr Stadtpräsident,
meine Damen und Herren,

Sie kennen gewiss das treffende, freche Bild von Carl Spitzweg mit dem Titel „Der Bücherwurm“. Es zeigt eine Bibliothek und einen ihrer Benutzer, vermutlich sogar den Bibliothekar. Bis weit unter die Decke reicht die Bücherwand, davor, hoch oben auf einer Leiter, steht er – ganz der Lektüre hingegeben. Ein Buch in jeder Hand, eines unter dem Arm, eines zwischen den Knien, und aus seiner Hosentasche schaut das Taschentuch, das er richtig einzustecken vergessen hat. Ganz ähnliche – und ähnlich diskriminierende – Vorstellungen kursieren in der Allgemeinheit vom Organisten. Jenem seltsamen, manchmal verschrobenern, manchmal fanatischen Faktotum, das hoch oben auf der Empore haust, den Blicken und damit der sozialen Kontrolle entzogen, aber gerne bereit zu musikalischer Verschönerung von Gottesdienst, Taufe, Hochzeit und Begräbnis. Ganz falsch ist das Bild nicht, und schuld daran sind nicht so sehr das Instrument und seine Positionierung im Kirchenraum als die Organisten selbst. Es fehlt nicht an einschlägigen Geschichten dazu. Von Jacques Hanschin, dem berühmten Basler Musikwissenschaftler des früheren 20. Jahrhunderts, der neben seinem Ordinariat an der Universität noch den Orgeldienst an der Martinskirche besorgte, wird berichtet, er habe während der Predigt gerne Nüsse geknackt. Wenn's denn nichts Schlimmeres war...

Wolfgang Sieber *ist* einer dieser Organisten, erfüllt das Klischee vom Sonderling auf der Empore nun aber gerade *nicht* – unter anderem darum erhält er heute den Kunst- und Kulturpreis der Stadt Luzern. In welchem Ausmass er das Klischee nicht erfüllt, habe ich selbst sozusagen schockartig erfahren. Es war im Spätherbst 2007. Angesagt war ein Orgelkonzert in der Hofkirche Luzern. Auf dem Programm, das der Titular zu St. Leodegar vorgesehen hatte, stand unter anderem die Aufführung der „Nativité du Seigneur“ von Olivier Messiaen, den neun Meditationen über die Geburt Jesu aus dem Jahre 1935. Auffällig war schon, dass Wolfgang Sieber diese Musik nicht allein interpretierte – und ich meine hier jetzt nicht die Registrantin, die sich ein Organist hie und da zur Seite stellen muss. Nein, mit dabei war vielmehr ein Beleuchter, denn zur Musik gab es Lichteffekte: farbige Kegel auf Säulen, weisse Strahlen in den Chor hinein. Über den Sinn dieser Zutat konnte man geteilter Meinung sein, falsch war sie gewiss nicht. Messiaen war ein Synästhetiker, ein Musiker, der auch in Farben dachte, der mit gewissen Harmonien bestimmte Farbwerte verband. Die Lichteffekte zur Aufführung der „Nativité“ haben also ganz unpräventiös ein Stück Wissen um die Musik transportiert.

Vor allem aber haben sie die Sinnlichkeit in der Musik von Messiaen unterstrichen. Der französische Organist und Komponist ist zwar schon seit geraumer Zeit tot, aber er zählt zur musikalischen Avantgarde und damit für manche Konzertgänger zum Bereich der, nun, nicht ganz so schönen, schwierigen Musik. Im grossen Ganzen mag das schon stimmen, aber gerade „La Nativité du Seigneur“ lebt in hohem Mass auch von einer Schönheit des Klingens, die, wenn man sich auf sie einlässt, geradezu trunken machen kann. Das hat Wolfgang Sieber in seiner Interpretation damals ausserordentlich prägnant herausgearbeitet, ja eigentlich beispielhaft hörbar gemacht. Wie keinem Zweiten sind ihm eben die vielen, vielen Gemächer

der riesigen Orgel in der Luzerner Hofkirche vertraut. Bis ins Letzte kennt er die allerleisesten und die allerlautesten der 84 Register auf den fünf Manualen, bis ins Einzelne weiss er um die flötenden und die schnarrenden, die brummenden und die zirpenden Stimmen. Und wie kein Anderer versteht er diese Register miteinander zu verbinden – weshalb denn die Musik Messiaens an jenem November-Abend so unglaublich farbenreich gewirkt hat.

Dazu kommt nun aber sein Gespür für die theatralische Wirkung der Komposition. Ganz am Ende, das werde ich nie vergessen, klingt sehr lange ein liegender Akkord: riesig und laut – aber: ohne Bass. Der Bass nämlich, der macht erst Pause und geht dann gemessenen Schrittes, Ton für Ton dem Ende entgegen, wobei der zweitletzte Ton dieser absteigenden Linie im Pedal sogar noch als ein ausserhalb der Tonleiter stehender Leitton nach unten hin geschärft ist. Wolfgang Sieber hat es doch tatsächlich gewagt, die pathetische Geste dieser Stelle voll auszuspielen, zwischen die einzelnen Basstöne immer deutlichere Zäsuren zu legen, die längste vor dem dann vollständigen Schlussakkord – und damit die unglaubliche Grösse dieses Gotteslobs in ihrer ganzen Pracht herauszustellen. Niemand macht das so ausdrücklich. Und so wirkungsvoll.

Natürlich muss man sagen: Das getraut sich nur ein Organist der römisch-katholischen Kirche, da hat diese Opulenz ihren Platz, im evangelisch-reformierten Kontext herrschen andere, strengere Gesetze. Und Wolfgang Sieber versteht sich durchaus als ein Organist im Dienst seiner Kirche, St. Leodegar im Hof, wo er seit 1992 wirkt, im Dienst seiner Konfession, der römisch-katholischen und vor allem: der Kirchenmusik. Einer seiner Freunde berichtet, wie so ein Organisten-Wochenende aussieht. Ich lese Ihnen einige Zeilen daraus vor:

Ein Wochenende im Leben des Vollzeitorganisten beginnt samstags um neun in der Früh mit einer Eucharistiefeier, gefolgt von Einstudierproben für die Musik im Gottesdienst. Um 17.15 Uhr wird in der Pfarrkirche St. Leodegar eine weitere Feier mit Messe, Predigt und Kommunion gehalten. In seinen „Nocturnes“ präsentiert der Titularorganist im privaten Kreis die Grosse Hoforgel. Sonntags um halb neun läuten die Glocken zum Stiftsamte, eine Stunde später probt der Organist mit Solisten für weitere musikalische Einlagen; um elf ist wieder eine Eucharistiefeier, um 17.15 Uhr die Vesper und um 18 Uhr ein Jugendgottesdienst. Das Ritual der Feiern hat der Organist wie der Mönch seine Stundengebete längst verinnerlicht.

Diese Verwurzelung in der katholischen Liturgie schlägt sich auch im Ästhetischen nieder, in den Prämissen, nach denen Wolfgang Sieber seine musikalischen Aufgaben angeht. Ausgebildet ist er nicht nur an der Orgel, sondern auch, wir haben es eben gehört, am Klavier. Dass er Klavier spielt, ist gerade das Besondere. Die Orgelmusik des späten 19. Jahrhunderts, die zwar ähnlich wie die von Johann Sebastian Bach, dem grössten Orgelkomponisten aller Zeiten, kontrapunktisch arbeitet, im Gegensatz zu jener aber auch eine ganz spezielle fingertechnische Virtuosität verlangt, diese Art Orgelmusik kann nur meistern, wer ausgezeichnet Klavier spielt. Wer das freilich kann, der bringt die Königin der Instrumente zum Glitzern und zum Funkeln, der füllt den Kirchenraum mit gewaltigem Rauschen und entführt seine Zuhörer, seien sie Konzert- oder Kirchengänger, in eine ganz eigene Welt. Und er zeigt, dass Orgelmusik wesentlich mehr ist als Choralvorspiel und Stütze für den Gemeindegesang, dass sie vielmehr Kunst ist – grosse, in ihrer Weise autonome Kunst. So zu denken, hat sich Wolfgang Sieber von einer Reihe bedeutender Lehrer weitergeben lassen: von Hans Vollenweider in Zürich, von Jiri Reinberger in Prag, von Franz Lehnendorfer in München sowie von Jean Langlais und Gaston Litaize in Paris.

Bei den beiden grossen französischen Orgelmeistern ging es natürlich nicht ab ohne das, was zum Schwestern, aber auch zum Grossartigsten beim Orgelspielen gehört: die Improvisation. Nicht einfach das spontane Aneinanderreihen von Akkorden ist damit gemeint, nein, es geht darum, aus dem Moment heraus über vorgegebenes Material Musik zu machen, komplexe und effektsichere Musik, zum Beispiel aus dem Stegreif eine fünfstimmige Doppelfuge zu erfinden – wer je an einem Sonntagmorgen in Paris in der Kirche St. Sulpice war und während der halben Stunde zwischen den beiden Haupt-Gottesdiensten der Orgel gelauscht hat, der weiss, was sich da ereignen kann. Und wieder spielen hier sinnreiche die Funktion des Organisten und der Ort seines Wirkens zusammen. Im katholischen Gottesdienst gehorcht die Liturgie ihrem eigenen Zeitverlauf, da ist vom Organisten manchmal behände Reaktion gefragt und *bleibt* bisweilen nichts als die Improvisation. Und die Orgel in der Luzerner Hofkirche verfügt als eine ihrer Besonderheiten über eine originale Regenmaschine aus dem 19. Jahrhundert. Wenn sie läuft, wird man nicht wirklich nass, man hat bloss das Gefühl, man werde nass, und das kommt von dem Geräusch, das die Bleikugeln in der Holztrommel auf dem Dachboden erzeugen. So lag es nahe, das Wolfgang Sieber die berühmten Orgelgewitter der Romantik wieder aufleben liess – und da wird, wie bei Messiaens „Nativité“ der Kirchenraum zu St. Leodegar in der Imagination des Zuhörers zum Theater.

Sie sind mittlerweile berühmt, diese Orgelgewitter, weit über Luzern hinaus, sogar in Zürich. Und berühmt sind auch die Konzerte, die Wolfgang Sieber in der Hofkirche veranstaltet. Überblickt man, wer da in den letzten bald zwanzig Jahren aufgetreten ist, glaubt man sich in einem Who is Who der Orgelkunst. Gleichzeitig kann man aber auch merklich ins Stutzen geraten – wenigstens, wenn man diese Orgelkunst für etwas sehr Ernsthaftes hält. Vom Äschlismatter Jodlererzett lies man da und vom Schweizerpsalm des Alberich Zwyszig, vom „cheibe Gschtürm“ mit dem Schwyzerörgeliquartett Äntlibuecher Giele und sogar – ich hoffe, ich spreche es richtig aus – von der Guuggenmusig Wäsmalichatze. Wolfgang Sieber kennt keine Berührungängste, er pflegt einen Horizont von ganz aussergewöhnlicher Weite. Volksmusik ist ihm nicht niedrig, im Gegenteil, da blüht er richtiggehend auf und bringt die voluminöse Königin da oben auf der Empore zu einem recht schwungvollen Tänzchen. Auch Georg Gershwin spielt er und noch Ärgeres. Zum Beispiel, nicht gerade ein Orgelwerk sui generis, die „Lieder und Tänze des Todes“ von Mussorgsky in der Hofkirche und im KKL, auf der dortigen Orgel, in eigener Bearbeitung die erste Sinfonie von Mahler – wie nur, mag man sich fragen, aber: ich habe es gehört, es funktioniert. Das ist alles zusammen so unkonventionell, wie er die epidemisch berühmte d-moll-Toccatà von Bach in die Hand nimmt: mit überraschenden, ja erschreckenden Verzierungen. Über die sich der wie gesagt grösste Orgelkomponist aller Zeiten gewiss von Herzen gefreut hätte.

Wolfgang Sieber ist Organist, aber nicht einer, der unsichtbar auf der Empore Nüsse knackt, sondern einer der ganz besonderen Sorte. Musiker eben – nein: Vollblutmusiker. Einer, der seinem Instrument in einer genuinen Weise und einer ganz eigenen Innigkeit verbunden ist – das kann man immer wieder hören, und zwar auf Anhieb das äussert sich aber auch in dem liebevoll hartnäckigen Engagement, das er der Erhaltung und der Erweiterung der Hoforgel widmet. Und eben nicht zuletzt einer, der sein so fest in der Kirche stehendes Rieseninstrument, die Krone abendländischen Schaffens, wie er sagt, in ungeahnter Weise unter die Menschen bringt: auch zu den jungen Menschen und auch zu jenen, die mit Bach oder Messiaen velleicht nicht so viel anzufangen wissen. Sie können hier in Luzern fürwahr stolz sein auf diesen Künstler, und mit allem Recht zeichnen Sie ihn jetzt mit dem städtischen Kunst- und Kulturpreis aus. Die allerherzlichsten Glückwünsche, lieber Wolfgang Sieber. Und Ihnen, meine Damen und Herren vielen Dank für die Aufmerksamkeit.